

Nach der Ankunft gleich in die Zelle

Studie bestätigt schwere Schicksale der Heimkinder in Niedersachsen

VON HEIDI NIEMANN,
GÖTTINGEN

Anfang der siebziger Jahre holen zwei Männer den elfjährigen Volker F. zu Hause ab. Die Unbekannten bringen ihn zum Landesjugendheim Göttingen. Wenige Tage zuvor hat ihm seine Mutter erzählt, dass er ins Heim kommt. Ihr Partner hatte sie vor die Wahl gestellt: Er oder ihr Sohn. Sie gab den Jungen weg. Für Volker F. beginnt ein Albtraum. Das Heim hat vergitterte Fenster, er fühlt sich wie im Gefängnis. Andere Jungen misshandeln ihn, es herrscht das Recht des Stärkeren.

Traumatische Erfahrungen haben viele Heimkinder in Niedersachsen gemacht. Das zeigt eine neue Studie der Universität Göttingen. Die Wissenschaftler untersuchen im Auftrag des

niedersächsischen Sozialministeriums die Heimerziehung in Niedersachsen von 1949 bis Mitte der siebziger Jahre. Jetzt hat die Forschergruppe unter der Leitung der Sozialwissenschaftlerin Prof. Margret Kraul und des Historikers Prof. Dirk Schumann einen ersten Zwischenbericht vorgelegt.

Die bisherigen Ergebnisse stützen sich auf Recherchen in Archiven sowie auf detaillierte Untersuchungen zu Heimen in Göttingen, Hildesheim und in Ostfriesland. Damals gab es in Niedersachsen 140 bis 170 Heime und 5500 Minderjährige waren dort im Jahresdurchschnitt untergebracht.

Für die meisten einstigen Heimkinder, die die Göttinger Forscher interviewt haben, war die Unterbringung im Heim schockierend. Viele wissen bis heute nicht, weshalb sie über-

haupt ins Heim kamen. Das Aufnahmeverfahren beschreiben die meisten als Horrorszenerario, das dazu diente, die Kinder und Jugendlichen zu demütigen und einzuschüchtern. So wurden im Landesjugendheim in Göttingen alle neu aufgenommenen Jungen zuerst geduscht und mit einem Mittel gegen Ungeziefer eingerieben. Danach kamen sie in eine Einzelzelle. Dort mussten sie oft tagelang ausharren, bis sie in eine Gruppe aufgenommen wurden. Der Heimalltag war von Erniedrigungen geprägt. Individuelle Betreuung fand nicht statt, der schulischen und beruflichen Bildung wurde nur wenig Beachtung geschenkt. Stattdessen galt Arbeit als wichtiges Erziehungsmittel, um „gefährdete“ Jugendliche auf den „rechten“ Weg zu bringen. Männliche Jugendliche muss-

ten schwere körperliche Arbeiten in der Landwirtschaft verrichten. Manche wurden wie Arbeitspferde eingesetzt und vor den Pflug gespannt. Auch viele Mädchen mussten hart und lange arbeiten. So gab es im katholischen Mädchenheim Schloss Wollershausen (Kreis Göttingen) Wochenarbeitszeiten von bis zu 58 Stunden.

Die Mängel in den Heimen hatten auch strukturelle Ursachen. So waren die Heime unterfinanziert, es fehlte an qualifiziertem Personal. Als positive Ausnahme heben die Forscher das Psychagogische Kinderheim Rittmarshausen (Kreis Göttingen) hervor. Dort erhielten die Kinder schon in den fünfziger Jahren eine individuelle heilpädagogische Behandlung. Doch diese Einrichtung war eben nur eine von wenigen Ausnahmen.